

HEYNE <

Das Buch

Man nennt Ben Tennant den »Saubermann«. Er ist Psychologe und Spezialist im Zeugenschutzprogramm und dafür zuständig, gefährdeten Personen neue Identitäten zu verschaffen und ihnen dabei zu helfen unterzutauchen. Gelegentlich begegnen ihm aber auch Personen, die nicht die Qualifikationssprüfung für das Programm bestehen. Auch solchen hilft er manchmal zu verschwinden. Das war der Fall bei Patrice Callan, einer schönen Betrügerin. Jetzt wurde sie aber enttarnt und gerät damit in akute Lebensgefahr. Die CIA ist hinter ihr her, denn sie soll in ein illegales Waffengeschäft verwickelt sein. Gegen besseres Wissen entschließt sich Ben, Patrice noch einmal zu helfen. Eine atemberaubende Jagd beginnt.

Der Autor

Rob Palmer ist Juraprofessor und Anwalt in der Bundeshauptstadt Washington. Er hat bereits Artikel und Geschichten in verschiedenen Magazinen und Zeitschriften veröffentlicht. *Gejagt* ist sein erster Roman

ROB
PALMER
Gejagt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Jens Plassmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
NO TIME TO HIDE
erschien bei Dorchester Publishing Co., Inc., New York



FSC

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream für Taschenbücher liefert Holmen Paper,
Hallstavik, Schweden

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2008

Copyright © 2006 by Rob Palmer

Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House

Printed in Germany 2008

Umschlagfoto: © Larry Rostant/artist partners

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

978-3-453-81124-9

www.heyne.de

Roseina, Arlene und Marjorie gewidmet – und für TAG

»Ob dort nun zwanzig oder einundzwanzig Sprengköpfe waren, das ist doch nicht wichtig ... Wir sollten uns gegenseitig Vertrauen schenken.«

General Anatolij Gribkow,
sowjetischer Chefplaner für die geheime Stationierung
von Atomwaffen auf Kuba im Herbst 1962

Prolog

Ben Tennant sah den Fuchs, als dieser vierhundert Meter entfernt den Rand der Landstraße entlangtrottete. Er drehte sich nicht nach den Feldern oder dem Motel um, starrte nur stur vor sich hin, bis er auf die Höhe von Bens Wagen gekommen war. Dort blieb er stehen und kratzte sich am Ohr, wobei er Ben einen abschätzigen Blick durch die offene Tür zuwarf. Dann ließ er seine Kiefer schnappen, als wollte er sagen: *Ich könnte dich beißen*, und schnellte ins Kornfeld. Ben schüttelte den Kopf. Merkwürdig. Wie der ganze Abend zuvor.

Vor einer Weile war ein Gewitter durchgezogen, mit heftigem Regen und Donnerrollen. Jetzt war es auf die entgegengesetzte Seite der Chesapeake Bay gewandert und nur noch ein fernes Wetterleuchten. Über ihm war der Himmel klar, und der Mond warf einen silbernen Streifen auf das völlig bewegungslose Wasser. In den Senken der Felder hing der Nebel. Während all der Zeit saß Ben ruhig da und wartete ab.

Das Bay Bluff Motel war so billig, schon in der Einfahrt wies ein großes Schild darauf hin: »No Credit Cards«. Drei Wagen standen auf dem Parkplatz mit ihren Schnauzen zu den Zimmertüren. Mit seinem Fernglas suchte Ben die Anlage ab und blieb an Zimmer sechs hängen. Hinter dem Vorhang brannte eine Lampe. Mehr konnte er nicht erkennen.

Es war fast Mitternacht. Lange zuvor schon hatte Ben entschieden, dass das Motel sicher ist. Keine Spanner im Kornfeld, niemand, der sich in einem der Autos versteckte. Dennoch wartete er. Sie hatte bereits vor einer Stunde mit ihm gerechnet. Geriet sie langsam in Panik? *Sie*, das war Patrice Callan, und immer wenn Ben an sie dachte, dachte er an Diamanten. Sie hatte ein Muttermal am Oberschenkel, einen perfekten bronzee-

farbenen Diamanten, so klein, dass man sich bis auf fünfzehn Zentimeter nähern musste, um es sehen zu können. Bei ihrer ersten Begegnung hatte Patrice sehr genau darauf geachtet, dass Ben es nicht übersehen konnte, ebenso wie Ben darauf geachtet hatte, es nicht zu berühren. Vielleicht hielt ihn ja auch dies nun zurück. Die Dinge mochten außer Kontrolle geraten, falls er dort hinüberging. *Sobald* er dort hinüberging. Ewig konnte er nicht warten.

Ben riss das Fernglas erneut hoch. An der Ecke des Motels neben der Anmeldung war ein Schatten zu sehen. Vor einer Minute war er noch nicht dort gewesen. Ein Mann trat hervor, von mittlerer Größe, muskulös gebaut, dabei leichtfüßig in der Bewegung. Patrice würde ihn nicht kommen hören. Ben schwang die Beine aus dem Wagen. Wenn es Schwierigkeiten geben sollte, konnte er in fünf Sekunden drüben sein.

Der Mann trug eine Plastiktüte mit etwas Rechteckigem darin. Kurz bevor er Zimmer sechs erreichte, hielt er inne und ging dann in sein Büro zurück. Einen Moment später kam er wieder, jetzt mit einem Cowboyhut aus Stroh auf dem Kopf. Ben lächelte und entspannte sich.

Ben Tennant besaß die große Begabung, aus dem Verhalten der Menschen lesen zu können. Kleidung und Schmuck, ein Zittern im Mundwinkel und Runzeln der Stirn, die Bewegung der Augen, Seufzer und Schulterzucken – er registrierte alles. Aus diesen Details konnte er eine Geschichte zusammensetzen. Wer war der Typ? Was hatte er vor?

Der Mann hatte zwei Trinkgläser dabei, die im Licht der Parkplatzlaterne glitzerten. Echtes Glas, kein Plastik. Also handelte es sich bei ihm vermutlich um den Besitzer oder wenigstens um den Rezeptionschef. Und in der Tüte? Das musste ein Sixpack Bier sein. Wieder steuerte er Zimmer sechs an. »Besuchst nie eine Dame ohne deinen Hut, wie, Romeo?«, sagte Ben.

Die Tür öffnete sich, noch während er klopfte. Ben konnte lediglich ihren nackten, ausgestreckten Arm im Türspalt erkennen. Romeo redete und hielt die Tüte hoch. Ben trommelte mit seinen Fingern. *Wimmel ihn ab, Patrice.* Der Mann nahm seinen Hut ab, trat ein, und sie schloss die Tür. Ben schlug gegen das Lenkrad. »Mist.«

Er versuchte, es sich gemütlich zu machen. Jetzt durfte er sich auf ein langes Warten einstellen und das bei dieser schrecklichen Hitze. Verschwunden war das letzte Wetterleuchten des Gewitters. Die Bucht, das Feld – alles lag so still, es wirkte wie gemalt. Ben spürte, wie ihn langsam eine graue Einsamkeit beschlich, ein Gefühl, das ihn in letzter Zeit immer häufiger überkam. Er verdrängte es aus seinem Kopf und starrte auf das gelbe Leuchten hinter dem Vorhang.

Die Tür schwang auf, und Romeo tauchte wieder auf. Ben warf einen Blick auf seine Uhr und lachte. Elf Minuten – länger hatte sie nicht gebraucht, um den Typen um sein Bier zu erleichtern. Und um seinen Hut. Romeo blickte zurück und kratzte sich am Kopf. Sie hatte die Tür bereits geschlossen. Rasch trottete er um die Ecke.

Ben blieb noch eine Weile sitzen und sammelte seine Gedanken. Er musste ruhig sein, beherrscht. Das war schließlich sein Job. Und überhaupt, was war denn so Besonderes an Patrice? Sie jagte ihm Angst ein. Nein. Er jagte sich selbst Angst ein. Das Licht im Büro erlosch. Jetzt lag alles still. Er stieg aus, ging die Straße hinunter und überquerte den Parkplatz. An der Tür zögerte er. Letzte Chance für einen Rückzieher. Aber das würde Ben niemals tun. Er klopfte und hörte ihren leisen Ruf: »Komm rein.«

Sie hatte das Licht ausgemacht, als Romeo gegangen war. Ben brauchte einen Moment, bis er sah, wie sie unterhalb des Fensters saß, wo das Mondlicht ihre Haut silbern erscheinen

ließ. All diese Haut. Sie war nackt und hielt eine Zeitschrift vor sich. Eine alberne Requisite. Niemand las im Mondlicht eine Zeitschrift. Dann legte sie das Magazin zur Seite, und die Illusion von Nacktheit war dahin. Sie trug ein kleines weißes Top und dazu passende ultrakurze Shorts. »Howdy-do«, sagte sie.

Mit einem Lächeln zog Ben die Tür zu. Sie musste zu Tode verängstigt sein, versteckt in diesem Zimmerchen, während den Gerüchten zufolge ein Preis auf ihren Kopf ausgesetzt war. Trotzdem riss sie noch Witze. *Howdy-do*. »Willst du ein Bier?« Sie deutete auf den Nachttisch.

»Noch kalt?«

Sie lachte. »Na sicher.«

»Wie hast du ihm das abgenarrt?«

Es schien sie nicht zu überraschen, dass Ben von Romeo wusste. Sie nahm den Hut vom Bett. »Hier ist das Band lose. Ich hab ihm erzählt, ich würde ihn reparieren und ihm zurückgeben, wenn wir morgen Abend zusammen essen gehen. Ganz die Dame. Und ein Gentleman würde sein Bier nie wieder mitnehmen.«

»Aber du wirst morgen nicht mehr hier sein.«

Sie setzte sich den Hut keck auf den Kopf wie einen Preis, den sie auf dem Jahrmarkt gewonnen hat. »Dann sollte der Mann besser aufpassen, wem er vertraut.«

Sie fing an, sich langsam durch den Raum zu bewegen, und wiegte sich dabei sanft in den Hüften. Noch bevor sie am Bett war, hatte Bens Körper schon eine empfangsbereite Haltung eingenommen. Doch dann wandte er sich ab und tastete suchend nach der Lichtschnur. Enttäuschung spiegelte sich in ihrem Gesicht. Sie hielt inne.

»Du hättest nicht mit diesem Typen reden sollen«, sagte er. »Für dich ist es besser, wenn er sich nicht an dich erinnern kann.«

»Er kann sich an mich erinnern, seit ich eingchecked habe. Auf diese Weise hat er vielleicht Grund, mich rasch wieder zu vergessen.«

»Vielleicht.« Ben deutete auf den Hut. »Lass den auf jeden Fall hier.« Sie legte ihn zu dem Bier auf den Nachttisch. »Und Patrice, das war wirklich die letzte krumme Tour, die du dir geleistet hast.«

Sie schien verwirrt, so als hätte sie daran noch nie gedacht. Die letzte krumme Tour. Sie nickte langsam und öffnete dann die Schranktür, hinter der ein kleiner Koffer zum Vorschein kam. »Das ist alles, was ich mitgebracht habe.« Bevor er danach greifen konnte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm. Sie bemühte sich, der Berührung die richtige Nuance zu verleihen, freundschaftlich und vertrauensvoll, wie eine Schwester. Keine krumme Tour. »Du hilfst mir, Ben? Ein kompletter Neuanfang?«

»Na klar. Das ist mein Job.« Er klang zuversichtlich, ganz der Geschäftsprofi. Aber sie waren sich so entsetzlich nah dort in der Ecke des Zimmers. Er griff nach dem Koffer. »Lass uns von hier verschwinden.«

Sie hat dich also verlassen«, sagte Patrice.

»Stimmt«, erwiderte Ben. »Ging zurück nach Toronto. An unserem letzten Abend stand sie neben dem Bett und drohte mir mit dem Finger. ›Verflucht, Ben, du weißt immer alles schon, bevor ich es überhaupt tue. Du sagst ›Gesundheit‹ und zwei Minuten später muss ich niesen!«

Er hatte eine witzige Bemerkung machen wollen, aber lachen konnte er darüber nicht. Wie einen Stich empfand er Traurigkeit, wann immer er an seine Exfrau oder an die Frauen nach ihr dachte. Stets hatte er sagen können, welche Gedanken sie bewegten und was sie als Nächstes tun würden. Es trieb sie zum Wahnsinn, und am Ende trieb es sie fort von ihm.

Patrice lachte leise, und der düstere Ausdruck wich aus seinem Gesicht. Beim Anblick ihrer vergnügten Miene konnte er sich nicht niedergeschlagen fühlen. Sie aßen zu Abend in einem Lokal namens Club Monde in Georgetown, dem noblen Viertel entlang des Potomac im Nordwesten von Washington, D. C. Acht Wochen waren vergangen seit jenem Abend im Bay Bluff Motel, und sie hatten gelernt, einen entspannteren Umgang miteinander zu finden. So störte sie auch jetzt die Pause in ihrer Unterhaltung nicht und sie nutzten die Gelegenheit, sich im Raum umzusehen.

Der Club Monde war eigentlich eher als Disco denn als Restaurant bekannt. Durch die Decke wummerte die Musik aus dem darüberliegenden Stockwerk. Über dieser Etage befanden sich noch zwei weitere Tanzflächen, jede mit einer anderen Musikrichtung und einer anderen Atmosphäre. Hier war für jeden etwas dabei, von den Kanzleisekretärinnen aus der K Street bis zu den Diplomaten aus der Embassy Row. *Für jeden etwas.* Sein

Blick wanderte zurück zu Patrice. Sie hatte sich für diesen Abend extra eine schwarze Seidenbluse gekauft, tief ausgeschnitten. Jetzt spielte sie mit dem Medaillon, das sie um den Hals trug, und ließ es baumeln, dass es glitzerte. Ben wurde sich plötzlich bewusst, wie er darauf starrte. Er lächelte und sah auf seinen Teller hinunter.

»Ich habe eine Wette für dich«, sagte sie und griff nach ihrer Handtasche, einer großen Tasche aus Bast, die so gar nicht zu ihrem eleganten Outfit passte. »Ein Test deiner – wie sollen wir es nennen? – außergewöhnlichen Menschenkenntnis.«

Ben hatte solche Spielchen nie sonderlich gemocht. Er antwortete nicht.

Patrice legte einen Hundertdollarschein auf den Tisch. »Ich habe sie gezählt. Es befinden sich achtundvierzig Frauen im Raum. Junge Frauen in der geeigneten Altersgruppe. Keiner sieht man es an, aber wenigstens eine von ihnen wird schwanger sein. Finde sie heraus. Ich frag sie dann. Wenn du recht hast, gehört der Hunderter dir.«

Ben tippte auf den Schein. »Nicht um Geld. Um einen Tanz.« Aus diesem Grund hatte er sie hierher gebracht. Es war ihr letzter gemeinsamer Abend, und er hatte viel Zeit auf dessen Planung verwendet. Er wollte es im richtigen Rahmen halten, nicht zu intim, aber amüsant genug für eine angenehme Erinnerung. Ein paar Tänze. Aber wenn er beim Essen darauf zu sprechen gekommen war, hatte sie ihn jedes Mal abblitzen lassen.

Patrice zuckte mit den Achseln. »Na los.« Sie schob das Geld in seine Richtung. »Sieh dich um. Wer sorgt für Nachwuchs?«

»Um einen Tanz«, wiederholte Ben. Er hob seine Hand und winkte der Kellnerin. Die Frau eilte zu ihnen hinüber. Sie stammte aus Lateinamerika und sprach gebrochen Englisch. »Sie wollen, dass ich es mitnehme?« Sie legte ihre Hände an die Teller.

Zu Patrice gewandt meinte Ben: »Sie.«

Patrice reagierte nicht gleich: »Sie ... was?«

»Sie ist.«

»Was? Ach so. Sind Sie schwanger?«, platzte Patrice heraus.

Die Augen der Kellnerin wurden glasig. Sie verstand nicht. Patrice deutete auf ihren Bauch und sagte langsam: »Schwanger? Baby?« Jetzt hatte die Kellnerin verstanden. Ihr Gesicht nahm einen verstohlenen Ausdruck an. Nach einem kurzen Nicken hastete sie davon. Lachend schob Patrice das Geld über den Tisch. »Wie machst du das nur?«

»Es ist einfach ... keine Ahnung«, antwortete Ben. Es war ihm immer unangenehm, jene Dinge zu erklären, die er bemerkte, andere aber übersahen. »Denk an die Art, wie sie stand und ging, nicht im normalen Gleichgewicht. Sie legte die Hand auf den Rücken und dehnte ihn, als würde er schmerzen. Dann ihre Füße. Ganz geschwollen, und sie quellen aus den Schuhen heraus. Es ist leicht zu erkennen ...« Seine Stimme brach ab. Er beobachtete ein kleines Drama auf der anderen Seite des Raumes.

Ihre Kellnerin war auf dem Weg zur Küche gewesen, wandte sich aber jetzt der Tür in der Ecke zu. Ein korpulenter Mann eilte hinter ihr her. Er war Ben schon eine Weile zuvor im Gespräch mit einer anderen Kellnerin aufgefallen, der er gestenreich Instruktionen erteilt hatte. Es musste sich um den Schichtleiter handeln. Eben noch war er bei dem Pärchen zwei Tische entfernt gewesen. Als Patrice »Schwanger« gesagt hatte, war sein Kopf hochgeschneilt. Er hatte es gehört und nun hetzte er wie ein wütender Stier hinter ihr her.

»Oh, Scheiße«, murmelte Ben.

Patrice berührte gerade mit den Lippen ihr Cognacglas. Sie räusperte sich. »Was ist los?«

»Wir haben sie gerade in Schwierigkeiten gebracht.« Ben stemmte sich aus dem Stuhl. »Bin gleich wieder da.«

Die Kellnerin und ihr Chef waren durch die Schwingtür

in der Ecke verschwunden. Sie pendelte noch, als Ben sie erreichte. Er konnte die Stimme des Mannes hören, gedämpft, aber scharf. »Du kennst die Regeln. Ich stelle euch Leute ein, okay, aber danach müssen wir alle uns an die Regeln halten.« Ben schlich hinter den beiden hinein. Es war ein Lagerraum, vollgepackt mit Wäsche und Geschirr. Der Mann stand nur eine Handbreit von der Kellnerin entfernt. »Der Besitzer sagt, mit einem dicken Bauch arbeitet hier keiner. Ist einfach schlecht für das Pärchengeschäft.« Er packte ihren Arm und schüttelte sie heftig. »Du hättest es mir sagen müssen.«

»Hey«, sagte Ben und packte ihn an der Schulter. Der Mann fuhr herum und starrte ihn an. Ruhig erwiderte Ben den Blick. »Unser Fehler. Der von meiner Bekannten und mir.« Er kannte den Namen der Kellnerin von dem Schild an ihrer Bluse. »Marta sieht doch überhaupt nicht schwanger aus, oder?«

Der Mann war viel zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. »Quatsch«, sagte er. »Sie haben hier nichts zu suchen. Und du ...« Er stieß seinen Daumen in Richtung Marta. »Du bist gefeuert. Pack deinen Kram zusammen.«

Er wollte auf die Tür zugehen, aber Ben zog die Hand nicht von seiner Schulter zurück. »Halten Sie das nicht für ein wenig hart?« Seine Stimme war so leise, dass Marta sie zwei Schritte neben ihm nicht mehr verstehen konnte. Der Manager aber hörte ihn. Seine Augen sprangen hoch und begegneten Bens Blick. Was er dort sah, ließ ihn zurückfahren. Er schluckte schwer und versuchte sich zu befreien.

Wie einen Hund an der Leine hielt Ben ihn fest, wo er stand. »Seien Sie doch vernünftig.« Er trat dichter an ihn heran. »Seien Sie clever.« Der Mann versuchte nicht länger, sich loszumachen. Er hatte erkannt, dass Ben zu stark war. »Also, ich sage es jetzt noch einmal. Sie sieht doch überhaupt nicht schwanger aus, oder?« Ben drehte ihn zu Marta hin. »Oder?«

»Verdammte Scheiße«, platzte der Mann heraus. »In Ordnung. Sie kann noch zwei, drei Wochen bleiben, aber dann muss sie gehen.«

»Noch sechs Wochen«, sagte Ben und drückte noch einmal fester zu, bevor er die Schulter freigab. »Ich komme wieder. Ich werde nachschauen.«

Der Mann warf ihm einen nervösen Blick zu, nickte dann und stürmte hinaus.

»Tut mir leid«, sagte Ben.

»Ist okay«, murmelte Marta, weinte aber zugleich.

»Kommen Sie.« Er hielt ihr die Tür auf und führte sie durch den Speiseraum. Als Entschädigung für den Ärger, den sie verursacht hatten, wollte er ihr Patrice' Hundertdollarschein geben. Doch als er sich dem Tisch näherte, hielt er abrupt inne. Das Geld war fort, die Handtasche, der Mantel. Patrice war verschwunden.

Ben kramte rasch seine Brieftasche hervor und stopfte ein paar Scheine in Martas Hand. Sein Blick suchte den Raum nach Patrice ab. Sollte sie auf eigene Faust abgehauen sein, dann in Ordnung. Dafür hatte er Verständnis. Sie war bereit für ihr neues Leben, für einen neuen Anfang. Daran hatten sie die letzten Wochen gearbeitet. Falls sie jedoch nicht allein war, wenn die falsche Person sie entdeckt und zum Weggehen gezwungen hatte ... Ben wollte es sich lieber nicht vorstellen.

Marta berührte seinen Arm. »Danke.« Angesichts seiner besorgten Miene fügte sie hinzu: »Viel Glück. Mit der Lady, meine ich. Vielleicht sie ist einfach ein wenig zu schön?«

Er lächelte ihr zu, bevor er sich umdrehte und zum Vordereingang lief. Zu schön? Schon möglich. Bisweilen konnte dies aber auch ein echter Vorteil sein. Zum Beispiel jetzt.

Zwei Männer arbeiteten am Eingang, wo sie dafür zu sorgen hatten, Betrunkene und allzu ausgelassen gestimmte Col-

legestudenten abzuwimmeln. Ben beschrieb ihnen Patrice: eins fünfundsiebzig, blonde Haare, große grüne Augen, kurzer schwarzer Mantel, schwarze Leggings. Inzwischen grinnten die beiden bereits. »Nee, Mann«, antwortete der eine von ihnen. »Wenn wir so was gesehen hätten, könnten wir uns dran erinnern.«

»Mhm-hm!«, pflichtete ihm sein Kumpel bei.

»Gibt es noch einen Hinterausgang?«, fragte Ben.

»Drei Türen. Allerdings nur für Personal. Außerdem muss man die Sackgasse zurückgehen und kommt dann sowieso hier vorbei, auch wenn man hinten hinausgeht.«

»Haltet mal die Augen nach ihr offen«, sagte Ben. Er wandte sich um, ging ins Restaurant zurück, aber dort war sie noch immer nicht zu sehen. Damit blieb nur eine Alternative. Er machte sich auf den Weg zu den Tanzflächen.

Im ersten Stock spielte der DJ eine knisternde und verkratzte Aufnahme von »Minnie the Moocher«. Aber die Swing-Mode hatte in D.C. längst ihre Zeit gehabt. Die Tanzenden machten in der Hitze einen müden und schlecht gelaunten Eindruck. Die meisten von ihnen standen an der Seite der gebohnerten Tanzfläche und sahen sechs Pärchen zu, die sich durch einen Lindy Hop hetzten. Ben drehte eine kurze Runde und ging wieder hinaus, die nächste Treppe hoch. Auf diesem Stockwerk plärrte Techno-Pop. Ein Gewühl von Menschen wackelte und stampfte zu einer Musik, die keinen Rhythmus kannte. Er trat nicht einmal ein. Unter diesen Kids würde Patrice sicherlich nicht sein.

Der oberste Stock war bis auf ein grün-rot-violett aufzuckendes Stroboskoplicht unbeleuchtet. Die Musik klang brasilianisch, und die Tänzer waren so dunkel wie der höhlenartige Raum, in dem sie sich tummelten. Dunkle Kleidung, dunkle Haare, dunkle Haut. Überwiegend waren es Frauen. Sie tanz-

ten in Gruppen, in schnellen, geschmeidigen Bewegungen, die durch den vorwärtsdrängenden Puls der Musik in synchronem Tempo gehalten wurden. Ben hatte sich eben in die Menge geschoben, als sich eine Handfläche an seine Wange schmiegte. »Omar, mir gefällt der Bart«, rief eine Frauenstimme über die Musik hinweg.

Sie war so groß wie Ben, eins achtzig in flachen Schuhen, und trug eine winzige Pin-Nadel mit dem Horn von Afrika darauf. Ihrem Akzent nach zu urteilen aus Äthiopien, schätzte er. »Omar?«, sagte Ben. »Was soll das heißen?«

»Deine Augen. Ich habe gerade meiner Schwester gesagt ...« Sie deutete auf eine andere Frau, eine kleinere, gedrungene Ausgabe ihrer selbst. »Der hier ... der hat traurige Augen wie Omar Sharif!«

»So traurig nun auch wieder nicht«, sagte Ben. Sie zuckte kokett mit den Schultern, während sie auf der Stelle tanzte. Ihre Hand fuhr noch immer über die dichten Bartstoppeln auf seiner Wange. Er nahm sie fort. »Ich suche jemanden, eine ...«

»Huh-huh!«, rief ihre Schwester und winkte. Der Mangel an männlichen Tanzpartnern sorgte für peinliche Szenen.

»Jemand Spezielles«, erklärte Ben. »Eine Blondine in einem schwarzen Mantel.«

»Ach, die«, sagten beide Frauen gleichzeitig. Die Kleinere machte eine Kopfbewegung, und Ben sah über die Menge. Er empfand eine große Erleichterung, und unmittelbar darauf war er verwirrt. Patrice tanzte. Ihr Partner war blond wie sie, ein knochiger Mann, der Ben um einen Kopf überragte. Patrice hielt ihre Augen geschlossen, ein abgeklärtes, verträumtes Lächeln lag auf ihren Lippen. Sie lächelte stets auf diese Art, mit geschlossenen Lippen. Einer ihrer Schneidezähne saß schief, nicht ganz perfekt. Sie versteckte ihn stets.

Während Ben sie beobachtete, entzog die Frau ihm ihre Hand.

Er hatte ganz vergessen, dass er sie noch hielt. »Na los.« Sie versetzte ihm einen Schubs. »Aber keinen Streit anfangen.«

»Wird nicht nötig sein«, erklärte Ben. »Der Kerl ist Anwalt, das sieht man doch.« Er warf einen Blick auf seine Uhr, während er sich einen Weg zu ihnen bahnte. Ihm blieben noch fünfundzwanzig Minuten, um Patrice von hier fort und zum Treffpunkt unter der Key Bridge zu bringen.

Der große Blonde, mit dem sie tanzte, sah aus wie frisch aus dem Ei gepellt. Dünnsohlige, quastenverzierte Slipper, Dockers und Brooks-Brothers-Hemd mit bis zu den Ellbogen hochgekrempeelten Ärmeln. Seine Tanzschritte glichen einem verlegenen Schlurfen, schlaksig und verklemmt. Genauso gut hätte er sich ein Reklameschild umhängen können mit *Ich bin ein Anwalt* auf der Vorder- und *Also tritt zu* auf der Rückseite.

Ben kannte sich mit Juristen nur zu gut aus. Wer, der in Washington arbeitete, tat dies nicht? Der Trick im Umgang mit ihnen bestand darin, sie ihrer einzigen Waffe zu berauben: Worte. Nichts sagen, nichts aufschreiben, und ein Jurist war wie ein Panzerkommandeur ohne Panzer.

Ben tippte Patrice auf die Schulter und signalisierte ihr mit seiner Armbanduhr, dass es Zeit zu gehen war. Der Anwalt sagte: »Sie wünschen?« Seine Stimme klang nicht einmal unfreundlich. Ben ignorierte ihn. Er zählte bis drei, dann trat er vor Patrice. Der Mann wich zurück. »Okay. Wusste ja nicht, dass Sie nicht allein ist.« Er tanzte schlurfend in die Menge, wobei er sich mit seinen spitzen Ellbogen Platz verschaffte.

Ben führte Patrice zur Treppe hinaus, wo sie stehen blieb. »Was soll die Hektik?«

»Ich dachte, du wolltest nicht tanzen.«

»Hab's mir halt anders überlegt. Eifersüchtig oder was?«

»Auf unseren Ichabod Crane dort, den ehrwürdigen Herrn Rechtsanwalt?«, konterte Ben. »Verdammt noch mal, Patrice,